

(Nachdruck verboten.)

59] Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

42. Kapitel.

(Der Stat und die Metaphysik, das Billard und Emilia Galotti, Herr Streder und die deutsche Treue, Herr Drögemüller und ein Strach.)

Erholung und Stütze fand Asmus auch bei den Herren seiner Schule, und es hatte nicht lange gewährt, bis er, einen einzigen ausgenommen, zu allen in das beste kollegiale Verhältnis kam. Wie natürlich, hatte aber sein Herz unter diesen Männern eine engere Wahl getroffen und am besten hatten ihm zwei gefallen, Fritz Goers, ein wohlbeleibter, jovialer Riese, der Asmussens Vater sein konnte, und Klaus Heide, ein sehniger, knorriger Dithmarscher. Und wenn es nun in den Konferenzen etwas Gutes und Neues durchzusehen galt, zogen diese Triumvirn an einem Strang.

Aber sie zogen nicht nur an einem Strang, sie zogen auch oft an einem Trant, der bei Herrn Kuhlmann besonders kühl und frisch verzapft wurde. Herr Kuhlmann hieß Akademios, und sein Garten wurde die Akademie genannt. Es war für Asmus zunächst eine Stat- und Billardakademie. Dem Stat vermochte er keinen Geschmack abzugewinnen; er gewann es nicht über sich, diese Kunst mit dem strengen, sittlichen Ernste zu üben, den sie verlangte; er dachte immer an irgend etwas andres, „wimmelte“ Ah und Zehn in die Stiche des Gegners hinein und hatte außer fortgesetzten Verweisen wegen Unaufmerksamkeit nichts davon als die Ehre, bezahlen zu dürfen. Dagegen entwickelte er unter Goers, des Riesen mildväterlicher Führung das Billardspiel zur Leidenschaft. Um Mitternacht begann die pädagogisch-philosophische Sitzung, die Heide gewöhnlich durch irgendein wildes Paradoxon eröffnete, welches Paradoxon dem Asmus Semper alsbald wie eine Rakete durch den Leib fuhr. Damit es an Meinungen und Temperament nicht fehle, kam gewöhnlich noch Heides Freund, der kleine Stockelsdorf hinzu, und in der Regel endeten diese schweren Verhandlungen morgens um sechs Uhr unter einer Straßenlaterne, mit einem Streit über die Frage, ob Raum und Zeit Anschauungen a posteriori oder a priori seien, oder über ähnliche Vagatellfragen, und die vorübergehenden Milch- und Brotleute pflegten sich über die Erregung der Herren fast zu verwundern. Eines herbstlichen Abends aber, als sie auf dem Hamburger Gänsemarkt, dem Lessingdenkmal gegenüber, in einem Café saßen, ward Asmus plötzlich stumm.

„Was hast du?“ fragte Heide, der Dithmarscher.

„Ich betrachte schon eine ganze Zeit lang dies wunderbare Licht da auf dem Scheitel des Lessing,“ sagte Asmus, „und kann mir nicht erklären, woher dieser rötliche Schein kommt. Diese Erscheinung hat für mich etwas Ergreifendes.“

Die andern bestätigten seine Beobachtung und zerbrachen sich den Kopf, wo dieses magische Licht seinen Ursprung haben möge.

„Das ist die Sonne,“ sagte der Kellner, der eben eine Runde Grog brachte.

„Wieso Sonne?“ rief Asmus. „Die Mitternachtssonne, was?“

„Es ist sechs Uhr,“ sagte der Kellner.

Die vier zogen gleichzeitig die Uhr. Es war sechs. Sie hatten in ihrer Unschuld gemeint, es sei in bischen nach Mitternacht.

Jetzt tranken sie ihren Grog aus, traten auf den Markt hinaus und hatten vor dem Lessingdenkmal noch einen dreiviertelstündigen Streit darüber, ob Emilia Galotti den Prinzen liebe oder nicht; dann schlenderte sie in die Vorstadt hinaus und befriedigten auf dem Wege unaufhörlich metaphysische Bedürfnisse.

„Wie kann ein Volk wie das französische ohne Metaphysik leben!“ krächte Stockelsdorf um die Wette mit einem Gahn, der aus einem nahen Stalle seinen Bedruf erschallen ließ.

Und Asmus, der nicht ohne Metaphysik leben konnte, bewies Stockelsdorfen, daß man sehr gut ohne Metaphysik leben könne; denn es war in diesem Kreise stillschweigendes Gesetz, daß keine Behauptung widerlegt bleiben dürfe. Das war eine gute Übung; denn was sie dabei an Unsinne produziert hatten, das fiel ihnen am andern Tage von selbst ein und war eine wohlthätige Verschärfung ihres Raters.

Trotz dieser außerordentlichen Anstrengungen schnitt Asmussens Klasse bei der Osterprüfung vortrefflich ab, und ein angesehener Spezialist des Rechenunterrichts sagte: „Die Klasse rechnet besser als die meine.“ Auch Herr Drögemüller fand nicht das geringste zu erinnern; aber Frieden konnte er darum doch nicht halten. Der Bund der Triumvirn war ihm ein Pfahl im Fleische; denn die Festigkeit der Dreie steifte auch andern Herren den Nacken. Freilich hatte er einen gewissen Trost und eine stille Freude an Herrn Streder. Herr Streder war ein Mann, der wiederholt nicht nur vor dem ökonomischen, sondern vor allen möglichen anderen Bankrotten gestanden hatte. Als es am schlimmsten um ihn stand, hatte er Buß und Reu' in sich erweckt; fromme Hände, die gewöhnlich mächtig sind, hatten ihm unter die Arme gegriffen und ihn vor der Katastrophe bewahrt, und nun suchte er den oberen Stellen seine Schönheit zu beweisen durch strohende Religiosität, heftigen Patriotismus mit gelegentlicher Denunziation von Majestätsbeleidigern und durch ladierte Pflichterfüllung. Seine Schüler sprangen wie ein Mann auf die Füße, wenn der Herr Hauptlehrer eintrat, gingen auf dem Hofe immer genau zu Vieren, und jeden Morgen eröffnete er mit Gebet und Choral. Zwar kam er manchmal zu spät; aber seine Schüler konnten ihn schon von weitem die StraÙe heraufkommen sehen, und wenn er dann den Schirm hob, setzten sie sofort ein mit

„Dich seh' ich wieder, Morgenlicht! —“

so vorzüglich waren sie geschult. Seine Hefte waren immer richtig korrigiert; er hatte aber auch für die Korrektur der Hefte, die größte Plage des Lehrers, ein ingenioses, zeit- und nervenparendes Verfahren erfunden. Der Präparand nämlich, der bei ihm hospitieren und die Kunst des Unterrichtens erlauschen sollte, stand hinter einer geöffneten Schranktür hatte im Schrank die Hefte und die rote Linie vor sich und korrigierte. Wenn dann Herr Drögemüller zur Tür hereintrat, rief Herr Streder:

„Nießelstahl! Sitz geradel!“ oder
„Nießelstahl! Schau hierher!“

und „Nießelstahl!“ war immer das Zeichen, daß der Präparand die Schranktür unauffällig schließen und mit einem sittlich reinen Angesichte hervortreten solle. Solche Mannen wie Streder — „ich bin ein deutscher Mann“, pflegte er zu sagen, — sind nun freilich keine starken Helfer im offenen Streit; aber er trug seinem Hauptlehrer manche schätzenswerte Nachricht über seine Kollegen zu; auch er führte ein Notizbuch. Und so berichtete er Herrn Drögemüller unter anderem, daß Herr Semper im Zeichenunterricht allerlei Allotria treibe, die gar nicht im Lehrplan dieses Unterrichts stünden.

Asmussens Schüler hatten nämlich schweigend, aber deutlich gezeigt, daß sie die unaufhörliche Fabrikation von senkrechten, wagerechten und schrägen Strichen, von Vierecken, Dreiecken, Sechsecken und ähnlichen schönen Figuren betäubend langweilig fänden, und Asmus hatte ihnen darin von Herzen zugestimmt. Er ließ sie darum im letzten Teil der Stunde allerlei Dinge zeichnen, die ihnen Vergnügen machten und die sie mit Feuereifer nachzubilden suchten. Er verfolgte damit ein Prinzip, von dem ihm schien, daß jeder vernünftige Unterricht es zum Ausgang nehmen solle. Da kam Herr Drögemüller in die Stunde, ging zwischen den Bänken umher und entbot dann Herrn Semper für die nächste Pause in sein Kontor.

„Herr Semper, ich muß Sie abermals ersuchen, sich in Ihren Stunden durchaus an den Lehrplan zu halten.“

Asmus zwang sich zur Ruhe und versuchte, seinem Chef in höflichster Form seine Beweggründe mitzuteilen. Um gerade Striche machen zu lernen, sei es doch nicht nötig, daß

man ununterbrochen gerade Striche nebeneinander sehe; man könne das doch auch an Figuren lernen, die dem Leben entnommen seien: oberstes Gesetz sei doch, daß der Unterricht lebendig und interessant sei; Striche und Quadrate seien aber weder lebendig noch interessant für kleine Kinder . . .

Aber das waren sozusagen Gedanken, und auf Gedanken ließ sich Drögemüller, um kein Präjudiz zu schaffen, niemals ein.

„O, Herr Semper,“ rief er, „Quadrate sind wohl interessant, wenn Sie sie nur vorher mit den Kindern ausführlich besprechen, wie ich es Ihnen gezeigt habe.“

„Was Sie mir gezeigt haben, ist Geometrie und gehört — da Sie doch immer auf den Lehrplan pochen — in eine höhere Klasse. Das würde mich nun zwar nicht hindern; aber eine lange und breite Besprechung des Quadrats würde die Kinder schon deshalb öden, weil sie gar nicht begreifen würden, was ein Quadrat sie überhaupt angehe.“

Mit dem Hinweis auf den Lehrplan hatte dieser fatale Semper recht, und darum wurde Drögemüller jetzt ganz unangenehm.

„Herr Semper,“ heulte er nach Art einer Schiffsirene, „ich frage Sie formell und dienstlich, ob Sie sich meinen Anordnungen fügen wollen oder nicht!“

„In diesem Falle nein,“ versetzte Asmus.

„Gut, Dann werde ich dem Herrn Schulkat Bericht erstatten.“

„Ich auch,“ sagte Asmus und ging.

Nach drei Tagen hatte er die Vorladung vor den Schulkat Dr. Korn.

43. Kapitel.

(Von zweierlei Schulkäten.)

Als er am Abend mit Doktor Numolt spazierte, zeigte er ihm die Vorladung und erzählte, was vorhergegangen.

„Gaha“ — Numolt lachte bitter auf, und dann fuhr er wehmütigen Tones fort: „Das wird Ihnen noch oft begegnen, lieber Freund. Nirgends ist der Fortschritt verhaßter, nirgends werden neue Ideen feindseliger befehdet als in der Pädagogik. Denken Sie zum Beispiel an unsern braven Valentin Jælsamer. Der fand zu Luthers Zeiten, daß es ein Unsinn sei, die Kinder nach Buchstabenlauten lesen zu lehren, man müsse das Wort in seine wirklichen Laute zerlegen und die Kinder lautierend lesen lassen. Er machte das damals schon klar, daß es ein Schwachkopf begreifen konnte. Und in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entschloß die Schule sich wirklich, diesen einfachen und darum freilich genialen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Aber das ist ein Beispiel von fabelhafter Geschwindigkeit. In den Klosterschulen des Mittelalters bildete man den Geist am Griechischen und Lateinischen, weil man nichts Besseres hatte; heute bildet man den Geist unserer Jugend am Griechischen und Lateinischen mit der ernstesten Gesichts abgegebenen Versicherung, daß man nichts Besseres habe. Der typische Scholarch weist jede ernste und gründliche Neuerung mit einem durch die kommenden Jahrhunderte gestreckten Arme von sich, und wenn er im Gegensatz zu einem Vorgänger den Norist vor dem Perfekt behandelt, hält er sich für einen Umstürzler. Ich habe ein Buch erscheinen lassen: „Das Recht des Schülers“ —“

„Ich kenne es,“ sagte Asmus, „und freue mich, daß es so großen Anklang gefunden hat.“

„Anklang, ja aber bei den Kollegen war der Anklang nur schwach, der Widerspruch um so stärker. Das ist kein Unglück, soweit es offener und durchdachter Widerspruch ist. Aber was muß ich erleben? Kaum ein Tag vergeht, daß ich nicht im Konferenzzimmer, recht auffällig auf den Tisch gelegt, irgendeine abfällige Kritik meines Buches finde, in der die Kraftstellen mit roter Tinte angestrichen sind. Kein Gespräch verläuft ohne hämische Seitenhiebe gegen mich und meine Ideen; keine Wochenrede meines Direktors geht zu Ende ohne einige Fußtritte, bei denen die Schüler sich zuraunen: „Das geht auf Numolt.“ Die Herren glauben, daß ihre Kritik mich verleze, und haben keine Ahnung, daß es ihr Wesen ist, das mich verwundet. Ich habe keinen frohen Tag mehr, und da ich von meinen Ideen und ihrer Verkündung nicht lassen kann, so werde ich über kurz oder lang das Spiel verlaufen müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

Der gewesene Student, der „Kandidat“, ist eine der markantesten und einflussreichsten Gestalten, die Norwegen besitzt. Im Gegensatz zu Westeuropa trägt aber den Namen „Kandidat“ hier nicht der Hörer der letzten Universitätssemester, sondern wer das Recht besitzt, die Universität zu besuchen. Bei dem großen Bildungsdrange, den die Norweger besitzen, ist der Andrang zu den Mittelschulen groß, aber in diesem Lande mit kleiner Bevölkerungszahl (zirka 2 1/2 Millionen) ist kein großes Feld für die akademischen Berufe. Dazu kommt noch, daß Norwegen nur eine Universität (in Kristiania) besitzt, was den Aufenthalt in der Hauptstadt bedingt. Nun sind aber die Entfernungen immense, die Bevölkerung arm, so daß die Reise und der Aufenthalt in der Stadt Beträge erfordert, die die wenigsten besitzen. Der Kandidat bleibt daher in der Provinz, in den kleinen Städten oder auf dem Lande und ergreift einen anderen Beruf. Kaufleute, Beamte und Bauernhofbesitzer tragen in Massen den Kandidatentitel und diese Menschen sind es auch, die das geistige und politische Leben der Landstädtchen bestimmen, und ihm ein eigenes Gepräge geben. Kaum in einem anderen Lande Europas dürfte die Hauptstadt politisch und kulturell so einflußlos sein wie hier. Das liegt vor allem an der immensen Ausdehnung der Küste und den beschränkten Kommunikationsmitteln im Landesinneren. Die Reise von den Westküsten nach Kristiania währt mit dem Dampfer sieben bis acht Tage (von Kristiania nach New York 9 1/2 Tage) und auf dem raschesten Wege (von Trondheim mit der Eisenbahn) 4 1/2 Tage. Dazu kommt noch, daß Kristiania in der Geschichte des Landes gar keine Rolle spielte, daß die Westfjorde, das alte Wikingerland, Bergen — das von deutschen und holländischen Kaufleuten begründet wurde — das Handelszentrum und die älteste Kulturstätte war, während Trondheim die alte Königsresidenz war, heute noch Königskronungsstadt ist und politisch am einflußreichsten war und noch ist. Im Jahre 1801 zählte Kristiania erst 9538 Einwohner, Bergen aber 17122 und Trondheim 9042. So jung ist die Stadt Kristiania und darum auch politisch und kulturell so einflußlos.

Dafür haben die „Distrikte“ eine so große Selbständigkeit und die in allen Städtchen und in vielen Gefösten (Dörfer besitzt Norwegen garnicht) lebenden „Kandidaten“ tragen das ihre dazu bei, die Selbständigkeit zu erhalten und zu fördern. Auf sie ist das rege politische Leben auch in dem kleinsten Flecken zurückzuführen und wohl auch der Umstand, daß es in Landstädtchen von 2 bis 3000 Einwohnern drei bis vier lokale Blätter gibt. Das ist auch der Grund, weshalb in den jenseitigen sozialen und politischen Ständen die Provinz immer der Schauplatz der Handlung ist, weshalb der „Kandidat“ und Redakteur gewöhnlich im Vordergrunde steht und weshalb immer der Kampf in den „lokalen Verhältnissen“ wurzelt. Es ist eine Tatsache, daß hier zu Lande, wenn es auch gemeinsame „nationale Fragen“ gibt, der politische Kampf und das geistige Leben ungemein lokalisiert ist. Neben den großen Entfernungen zwischen den einzelnen Städten kommt dann der Charakter der Landbevölkerung dazu, die vor allem in der engeren Heimat, im Lokalen wurzelt. Da aber bei diesen kleinen Verhältnissen die Deffektivität — die in der Presse ihren Ausdruck findet — eine so große Rolle spielt, ist es begreiflich, daß man sich bemüht, eine gute Presse zu erhalten, und aus diesem Streben hat Norwegen — wohl als das einzige Land in Europa — staatliche Reisestipendien für Journalisten, um ihnen die Möglichkeit zu geben, im Inlande und im Auslande neues zu sehen und ihre Erfahrungen durch die Presse in das öffentliche Leben zu übertragen.

Eine schöne und rühmliche Einrichtung ist es auch, daß das Storching neben temporären „Künstlergagen“ an Schriftsteller und Maler, auch lebenslängliche Stipendien an mittellose Künstler gibt. Allerdings hat in den letzten Jahren sich die Storchingsmajorität nicht sehr ausgezeichnet. Sie hat dem Komponisten Svendsen die Künstlergage entzogen mit der Begründung, daß er bereits mehr als 20 Jahre in Kopenhagen als Musikdirektor der Oper lebe. Nun hat aber gerade Svendsen es abgesehen, die dänische Staatsbürgerschaft zu erwerben und ist danach als Ausländer nicht pensionsberechtigt. Da Svendsen — nach Griegs Tod — der populärste und bedeutendste norwegische Komponist ist, hat dieser Storchingsbeschluss sehr verstimmt. Noch mehr erregt aber hat der Beschluss des Storchings, die Komminierung der Schriftstellerstipendien nunmehr dem Minister für Kultus und Unterricht zu übertragen, da er vor dem Lande dafür die Verantwortung trägt. Bis jetzt oblag diese einer Kommission, die zu gleichen Teilen aus Delegierten der „Schriftstellervereinigung“ und des Unterrichtsministeriums besteht; diese „Kommission“ soll jetzt nur ein Vorschlagsrecht an das Ministerium haben. Mit dieser Einschränkung ihrer Rechte geben sich aber die Schriftsteller nicht zufrieden; sie befürchten mit Recht, daß statt der künstlerischen Erwägungen nun die „gute Gesinnung“ des Schriftstellers ausschlaggebend werden soll. Der sozialdemokratische Storchingsmann Dr. Erichsen erinnerte bei der Debatte über diese Aenderung daran, daß, als Ibsen nach Beendigung seines Dramas „Die Komödie der Liebe“ um ein staatliches Stipendium

beim Storching nachsuchte, der damalige Kultusminister in der Debatte erklärte, Jösen verdiene für dieses Stück eine staatliche Vergütung in der Form, daß man ihn in das Buchthaus setze! Aber die bauerlich-radikale Mehrheit des Storchings nahm diese Aenderung an. Als Antwort plant die „Schriftstellervereinigung“, unter diesen Verhältnissen an der Rominierung überhaupt nicht mehr mitzuwirken, sondern sie ganz dem Minister zu überlassen. Sie rüsten sich zur Wehr und der so prächtig ungestülme Knut Hamson ist dabei der Rufer im Streite.

Die große Förderung, die die norwegische Literatur im Lande findet, ist verblüffend und imponierend. Vielleicht hat sie ihren Ursprung darin, daß sie so jung ist. Erst in dem zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts schrieb Henrik Bergeland (geb. 1808) die ersten norwegischen Literaturwerke. Vor ihm schrieben die norwegischen Dichter dänisch, sie hatten auch kein Publikum, denn von den 2 000 000 Einwohnern war nur ein kleiner Bruchteil des Lesens kundig. Aber in jener Zeitperiode, als Bergeland die norwegische Literatur schuf, wurde auch das Land der allgemeinen Schulspflicht näher gebracht, und vielleicht hat die norwegische Literatur deshalb so enge Fühlung mit dem Volke gewonnen, weil das Volk gleich fähig gemacht wurde, sie aufzunehmen. Jedenfalls ist es ein eigenartiges und interessantes Schauspiel zu sehen, wie enge Nation und Literatur verwoben sind. Bergeland, Björnson und Jonas Lie haben eine Verbreitung gefunden, von denen wir Deutschen uns keine Vorstellung machen können, dazu trägt allerdings die sehr zweckmäßige Einrichtung bei, daß in kurzen Zwischenräumen die neueren Werke der populären Schriftsteller als Volksausgaben in wöchentlichen Lieferungen ausgegeben werden, was die Anschaffung sehr erleichtert.

Auch der lange, rauhe Winter trägt dazu bei, den Eifer der norwegischen Landbewohner zu steigern. In Finnmarken, wo in einzelnen Teilen von Mitte November bis Mitte Februar volle Dunkelheit herrscht, in allen Tälern des Gebirges, wo die Hütten wochenlang meterhoch eingeschneit sind und durch den Schnee-Tunnels gegraben werden müssen, um sich außerhalb der Hütte zu bewegen — in allen diesen Hütten greift der Bauer zu diesen Zeiten willig und freudig nach den Büchern, die ihm die Gefangenschaft ertragen helfen.

So ist der wilde Ungehim des norwegischen Winters zugleich ein bedeutender Faktor in der Volksbildung.

Ist schon der Ungehim, mit dem der Winter in dieses Land einzieht, etwas Prachtvolles (die Wintertemperatur ist im Küstengebiet durch die Nähe des Golfstromes sehr milde; Kristiania hat im kältesten Monate Januar — 4,2 Grad Celsius (Reizmittel), so gewährt der siegreiche Heranströmer des Frühlings geradezu einen unvergeßlichen Eindruck.

Plötzlich, ganz unvermittelt, weicht im März der Frost und der Sonnenschein wird zur sonnigen Wärme. Der Ueberrod wird lästig, die Fenster können offen stehen und die Freunde beginnen von ihrem „Ofterausflug“ zu sprechen. Sie alle ziehen in das Gebirge und ich erfahre den Grund: je höher am Berge, um so wärmer ist es in diesem Lande. Und dann verfolgt man nun täglich die Temperaturberichte von den großen Fremdenstationen aus allen Teilen des Landes, vom — 1000 Meter hoch gelegenen Fesfor und von Gola, die beide im Gudbrandsdal, Beer Gynns feinstreicher Heimat, liegen, wie vom Tonsaasen im Valdresgebiete und selbst von hoch oben im Norden, vom „Fjeldsaeter“ bei Trondheim her und von überall dringt die Kunde: Nachttemperatur — 12 bis — 16 Grad Celsius, Mittagtemperatur + 23 bis + 25 Grad Celsius! Und man will's nicht glauben und erfährt, daß die Skiläufer und Wintergäste schon im April Schneebäder nehmen, denen ein Sonnenbad nachfolgt, und daß die Sonnenbäder nur kurze Zeit währen dürfen, denn die Luft ist zu brennend, zu sengend. Und verwundert liest man dann am 18. März, daß der Hardangerjökelen (1900 Meter) heuer zum erstenmal von zwei Bergenser Kaufleuten auf Eis erstiegen wurde und daß diese nach zwei Tagen, von der Sonne gebräunt, „wie Dahomenegeer“ zurückgekehrt sind. Unfassbar erscheint einem das inmitten des Winterpanoramas und doch kann man sich davon überzeugen.

Im Tale ist der Schnee früher fort, und eher beginnt es auf den Wiesen zu grünen, aber diese sengende Sonne bleibt aus. Doch wenn man nur ein wenig in die Höhe zieht, zum Weispiel auf den Holmental bei Kristiania, da umfängt einen der ganze Zauber dieses Naturspieles. Skiläufer und Rodelfahrer beleben die Gänge; Schnee, Schnee, dichter Schnee, soweit das Auge reicht; nur auf den obersten Baumspitzen ist er schon geschmolzen, und das Lamengrün ragt selbstgefallig in die Höhe. Aber auf diesem riesigen, unübersehbaren Schneefeld glitzert und funkelt es, strahlt und leuchtet es, so prächtig weiß, so blendend scharf, daß man es nicht lange betrachten und doch nicht den Blick davon wenden kann. Stundenlang sitzen wir dann dort, auf der Terasse der „Touristenstue“, vor uns das Winterneefeld und um uns Sommermorgenglut — im März!

Und dann erlebt man dieses großartige Schauspiel des norwegischen Frühlings im Hochgebirge. Ich hab's zu Ostern im Gudbrandsdal erlebt. Tausende von Ausflüglern tummelten sich da im Gebirge. Skiwanderer, die tagelang von einer Fremdenstation des Landes zur anderen zogen. Niemand kann sich vorstellen, welche Weiten dem Skiläufer zur Frühlingszeit in diesem Lande zur Verfügung stehen. Schneestürme hat er nicht zu fürchten, die Kälte ist eine Legende während des Tages, nur vom Schnee strömt

frische, Erfrischendes aus und küßt die Luft, die wie ein kalte, Trunk durch die Lungenflügel streicht, während die Sonne den Schweiß aus allen Poren treibt. Ein Sportparadies ist dieses Terrain, unendlich günstiger, als jenes der Schweiz, deren Berghänge steil, mit Eis also gar nicht oder nur schwer zu ersteigen sind. Hier aber gibt es keine vereinzelt steilen Berge, das ist das Charakteristische des nordwestlichen Hochgebirges; es gibt nur Bergketten, deren Rücken nicht nebeneinander durch Schluchten getrennt sind, sondern wie ineinandergewachsen. Von der Mitte des einen Hügels schiebt sich nach Ost oder West ein „Seitenbuckel“ ab, an den sich in der Höhe eine zweite Hügelwelle anschließt und immer höher und zugleich auch breiter sich anschließend eine dritte und eine vierte. Wie die Wellen eines Meeres, das hoch und höher ansteigt, in weit von einander entfernten Wellentürmen ist das. Und eben diese wellenförmig aufsteigenden Berge ermöglichen es, spielend und mühelos jeden Gipfel, der aber immer ein Plateau ist, zu ersteigen und noch günstiger ist dieses Terrain für den Abstieg. Vom Gipfelplateau aus kann man in fast gerader Linie herablaufen, bei immer fast gleichmäßiger Geschwindigkeit, denn wenn das Hangabfahren den Schwung verstärkt, so mildert ihn gleich wieder das eingebogene ebene Terrain. Ein Berg, der — auf Eis — in drei Stunden erstiegen ist, ist in 1/4 Stunde abwärts genommen, dank auch dem prächtigen Schneeterrain, das die Sonnenglut vor zu großer Härte und der Nachtfrost vor allzu schnellem Schmelzen behütet. Auch über die bis Ende Mai gefrorenen Gebirgsseen kann man auf den Eis dahingleiten, aber man kann kaum atmen, so schwül und stübig ist die Hitze, die der See bei der Tagesglut ausströmt. Dem Skiläufer, der an die Frische gewöhnt ist, die durch den porösen Schnee aus dem gefrorenen Boden dringt, benimmt diese Glut, die der gefrorene See ausströmt den Atem.

Glutvolles Eis, eine immense, immense weiße Schneefläche von sengendem Sonnenschein übergossen — märchenhaft erscheint das, märchenhaft, wie der ganze norwegische Frühling, der uns staunend gewahren läßt, wie wenig wir von diesem Lande eigentlich wissen. Kristiania. C. M.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Neue Welt Sprachen. Die Völker des klassischen Altertums, Griechen und Römer, sahen in denen, die nicht ihre Sprache redeten, Stammverwandte, und in alter Zeit erkannten nur wenige, eigentlich nur Dichter, welchen Wert für die Seele, für das Innenleben des Menschen, des Volkes, in der Muttersprache verborgen liegt. Indessen machte sich schon früh das Gemmis fühlbar, das für den internationalen Verkehr der Menschen durch die Verschiedenheit der Sprachen aufgerichtet ist, und das Lernen fremder Sprachen auch aus rein praktischen Gründen geht in das frühe Altertum zurück. Natürlich mußte es das Bestreben sein, die Sprache des Volkes zu lernen, das am mächtigsten und auf geistigem Gebiete am einflussreichsten war, und so kann man im Altertum das Babylonische, das Griechische, dann das Lateinische als Welt Sprachen bezeichneten. Noch das Mittelalter hat dem Lateinischen diesen Rang gelassen, dann trat, als Folge der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, das Französische und das Englische an seine Stelle, und in der Neuzeit erhebt auch das Deutsche Anspruch auf die Rolle einer Welt Sprache und kann gewissermaßen als eine solche betrachtet werden. Aber diesen natürlichen Welt Sprachen haben schon lange völkerfreundliche Ideologen, spekulative Gelehrte, Polyhistoren und auch Phantasten künstliche Welt Sprachen oder Hilfssprachen an die Seite zu setzen gesucht, die für jeden europäischen Menschen mit mittlerer Elementarbildung leicht erlernbar sein sollten. Unter den Geistern, denen die Herstellung eines solchen Völkerverbindungs- und Völkerberühnungsmittels am Herzen lag, wollen wir nur den Begründer der Berliner Akademie der Wissenschaften, Leibniz, nennen, dem es auch unbergessen sein soll, daß er in der Zeit un deutscher Sprachmischung für die Reinerhaltung unserer Muttersprache eingetreten ist. Eine Geschichte der verschiedenen Hilfssprachversuche in einem Zeitraum von zwei bis drei Jahrhunderten haben die französischen Gelehrten L. Couturat und A. Beau geschrieben. Sie sind auch die treibenden Kräfte der Körperschaft, die 1900 auf der Pariser Weltausstellung begründet wurde und der Mittelpunkt der Welt Sprachversuchungen geworden ist: des „Ausschusses zur Einführung einer internationalen Hilfssprache“. Von den künstlichen Welt Sprachen sind in weiteren Kreisen bekannt geworden das Volapük des Paffors Schleyer, das aber nach kurzer Blüte längst wieder der Vergessenheit anheim gefallen ist, und das Esperanto des russischen Arztes Zamenhof, das über eine große Zahl rühriger Werber verfügt, in einer ganzen Zahl Lehrbüchern dargestellt ist, Anhänger auch in gelehrten Kreisen in nicht geringer Zahl aufweist, u. a. den Chemiker Wilhelm Ostwald, und, bisher freilich vergeblich, seine Zulassung auch bei den Akademien nachgesucht hat. Wie zahlreich aber die Welt Sprachpläne sind, daß nicht nur Sprachforscher, sondern auch Männer praktischer Berufe sich mit ihnen ablagen, darüber unterrichtet uns der Rechenschaftsbericht der Delegation. Da haben wir die „Ver-einfachte Sprache“ des Toulonier Marineprofessors Thauft,

dessen Streben es ist, die Sprache möglichst kurz zu machen, der für die einfachen Wörter die Einfilbigkeit zum Prinzip erhebt, dessen Alphabet aber 60 Buchstaben hat, und bei dem 58 Wörter aus einem, 582 = 3864 aus 2, 195 112 Wörter aus drei Buchstaben gibt, usw. Léon Volad betont im Entwurf seiner „Blauen Sprache“ die Notwendigkeit der Einfilbigkeit der Wurzeln für eine Verkehrssprache. In dem „Dilrod“ des Abbé Marchand hören alle Adjektive auf i d auf, das „Apo le ma“ des Soziologen und Linguisten Raoul de la Grasserie beruht auf den griechischen Wurzeln, die in die modernen Sprachen übergegangen sind, man sieht also, der Forderung, daß die Weltsprache jedem Menschen mit Elementarbildung zugänglich sein soll, entspricht sie nicht. Ein Kaufmann in Heidelberg, Karl Spizer, hat das „Parla“ erfunden, das wie Volads „Blaue Sprache“ — auch Volad ist Kaufmann — möglichst nach Kürze strebt und fast nur einfilbige Wurzeln in seinen Sprachschatz aufnimmt, die möglichst an die natürlichen Worte erinnern. Die *Master Language* des Amerikaners S. C. Houghton entnimmt ihre Wörter dem Lateinischen und behandelt sie nach den Grundsätzen der englischen Grammatik, er ist aber so weitherzig, daß er erlaubt, Gut, hat, Chapeau oder sombrero zu sagen, d. h. nach den vier Weltsprachen, die in Amerika stark vertreten sind. Das „Logo“ des Russen Edgard Dorde läßt alle Wurzeln mit Konsonanten anfangen und aufhören und setzt immer zwischen zwei Konsonanten einen Vokal, so daß die Wörter die Formen Bab, Wabab, Wababab haben. Der Bericht erwähnt noch das Universal oder Panroman des Münchener S. Molenaar — der zweite Name kennzeichnet den Charakter — und das Neutral. Man sieht viele Kräfte am Werke. Die Esperantisten freilich meinen, das Ziel sei schon erreicht. Ob aber das Esperanto nicht auch die jäh aufsteigende und abfallende Bahn des Dolaput gehen wird, kann nur die Zukunft lehren.

Verkehrswesen.

Zukunftsstraßen. Die Straßenmisere in den großen Städten, die durch den zunehmenden Umfang und die veränderte Beschaffenheit des modernen Verkehrs hervorgerufen worden ist, greift auch über die Grenzen dicht bewohnter Gemeinwesen hinaus. Automobile, Kleinbahnen und elektrische Straßenbahnen kann man, wenn auch in veränderten Sinne, ebenso als „Schrecken der Landstraße“ bezeichnen, wie die Raubritter der alten Zeit. Der Vergleichspunkt liegt darin, daß sie beide manchmal unangenehm und gesundheitsschädlich sind bzw. waren. Aus solchen Erwägungen hat man in Italien, wie der Pariser „Cosmos“ mitteilt, ein Stück „Musterstraße“ projektiert, das vorläufig nur in einer Länge von 26 Kilometern als 80 Meter breite Avenue von Rom nach dem Casel Fusano führen soll. Ein mittlerer Streifen soll auf zwei Gleisen den Verkehr von Epprechzügen ermöglichen, die in etwa 20 Minuten die gesamte Strecke durchreiten könnten, während ein zweites Doppelgleis den langsamen Zügen und dem Güterverkehr dienen würde. Diese Bahnanlage wäre von je einer Straße flankiert. Die eine, 8 Meter breit, mit einem Bürgersteig von 5 Meter Breite, soll die Wagen aufnehmen, die andere von 11 Metern, die in ihrer ganzen Ausdehnung längsgesteilt ist, die Automobile, die demnach besser vor Karambolagen geschützt wären. Außerhalb dieses reservierten Gehweges zöge sich eine weitere Straße für Reiter und Radfahrer und endlich noch eine mit Trottoir versehene Bahn für Wagen an der äußeren Grenze der Gesamtstraße. Der Verkehr zwischen den einzelnen Abteilungen soll an geeigneten Stellen mittels Unterführungen bewerkstelligt werden. Ob die ganze Anordnung gerade die Idealstraße der Zukunft vorstellt, kann man aus der Beschreibung allein schwer erweisen. Jedenfalls ist es erfreulich, daß eine Initiative zur Trennung von Verkehrsmitteln, die doch nicht zusammengehören, ergriffen worden ist. Mögen die Städte selbst bald nachfolgen!

Technisches.

Depeschenseilbahn. Im neuen Haupttelegraphenamt in Wien ist nach einer Beschreibung in der Zeitschrift „Elektr. und Maschinenbau“ eine neue interessante Einrichtung, eine Depeschenseilbahn geschaffen. Diese Bahn dient zur Beförderung der Telegramme zwischen den in vier Stockwerken gelegenen Apparaten und den übrigen Dienststellen. Sie besteht eigentlich aus zwei getrennten Bahnen, der sogenannten Expeditionsbahn und der Rundbahn, die beide in einem gemeinsamen Bahnkanal geführt sind. Während die Expeditionsbahn nur die Telegramme von einer bestimmten Stelle, dem Expeditor, nach vier anderen Stellen zu schaffen hat, dient die Rundbahn einem richtigen wechselseitigen Verkehr zwischen verschiedenen Stationen. Der Betrieb der Bahn, besonders das Aufnehmen der Telegramme geschieht im Gegensatz zu Rohrpostanlagen fast vollkommen automatisch. Die „Wagen“ dieser Bahn sind Zangen mit einem Unterteil, der zwischen U-Schienen geführt ist und an dem das Seil befestigt ist. Diese Zangen dienen zur Aufnahme kleiner Mappen, in denen sich die Telegramme befinden. Während der Fahrt sind diese Zangen durch eine Feder geschlossen. An den Stellen der Bahn, wo die Mappe aber abgegeben werden soll, wird die Zange durch eine Rolle automatisch geöffnet und läßt die Mappe auf ein Pulst

Pulte, welche so ausgebildet sind, daß die Telegramme bequem aufgelegt werden können. Diese Pulste sind so konstruiert, daß der Unterteil des Zangenwagens beim Durchfahren die Mappe mit den Telegrammen abhebt. Dann wird die Zange, wie bereits oben erwähnt, automatisch geschlossen und fährt weiter. Die Wagen bewegen sich ziemlich schnell vorwärts und sollen in der Sekunde 1,5 Meter zurücklegen. Diese Geschwindigkeit läßt sich aber bis auf 2,5 Meter in der Sekunde steigern. Die Pulste sind, um Verletzungen der Beamten durch den rasch vorüberfahrenden Wagen zu vermeiden, beweglich und gestatten ein Auflegen der Mappen nur, wenn der Wagen nicht in der Nähe ist. Während der Wagen passiert, tritt das Pult — automatisch durch Kammzylinder bewegt — zurück und kann nicht belegt werden. Die Bewegung der Wagen geschieht wie bei allen Seilbahnen durch das fortläufig bewegte Seil, das über verschiedene Rollen geführt ist. Der Antrieb des Seiles erfolgt in fünf Stationen durch ganz kleine Elektromotoren, deren jeder nicht mehr als ein Viertel Pferdestärken leistet.

Elektrische Signalhuppen. Für Automobile und Feuerwehrt wird es heute immer schwerer, den Lärm einer Großstadtstraße zu überhören. Immer lauter und greller werden die Warnungssignale, immer größer der Großstadtlärm. Wenn es auch im Interesse unserer Nerven nur zu beklagen ist, wenn so ein neues Instrument, das unsere Ohren peinigt, gebaut wird, so muß man wieder doch im Interesse der Verkehrssicherheit auf den Straßen jede Neuerung auf diesem Gebiete richtig würdigen. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich seit der großen Verbreitung der Automobile die Signalhuppen, deren Ton für das Automobil schon so charakteristisch geworden ist, wie in den Kindertagen des Autos sein — Geräusch. In neuerer Zeit hat man auch die Elektrizität, dieses technische „Mädchen für alles“, diesen Zwecken dienstbar gemacht und „elektrische Trompeten“ konstruiert. Wie Perlewitz in der „E. T. Z.“ berichtet, ist die älteste Konstruktion solcher Huppen schon 1887 angegeben. Die Wirkung einer solchen Huppe beruht darauf, daß eine Membran (dünne Metallscheibe oder dergleichen) in Schwingungen versetzt wird, wodurch mit Hilfe eines Schalltröges die bekannten trompetenähnlichen Töne erzeugt werden. Während nun bei den gewöhnlichen Huppen diese Membran durch einen Luftball oder Blasebalg in Schwingungen versetzt wird, geschieht dies bei den elektrischen Huppen eben auf elektrischem Wege. Bei den neuesten Konstruktionen wird z. B. ein Eisenkörper durch Schließen und Unterbrechen eines Stromes abwechselnd magnetisiert und entmagnetisiert und zieht die Membran abwechselnd an, wodurch sie genau wie beim Telephon schwingt und tönt. Bei einer anderen Gruppe von elektrischen Huppen wird die Membran mechanisch angeschlagen durch einen Stift oder dergleichen, der gleichfalls elektrisch betätigt wird.

Diese elektrischen Huppen haben besonders für Automobilzwecke Bedeutung, da der Wagenführer die Huppe durch einen Druck auf einen Knopf, der auf dem Steuerrad sitzt, beliebig lang ertönen lassen kann. Bei der gewöhnlichen Huppe muß ein Ball gedrückt werden, was mehr oder weniger umständlich ist. Auch für Fabrikssignale und Feueralarmzwecke eignet sich die elektrische Sirene, die wie jeder elektrisch betriebene Apparat von einer beliebigen Stelle aus betätigt werden kann, wegen ihres durchdringenden Tones, im Gegensatz zu den verschwommenen Glockentönen, besonders gut.

In kleineren Städten werden z. B. an verschiedenen Stellen solche elektrischen Huppen verteilt, die alle von einem Punkte aus betätigt werden können und so zur Alarmierung der Feuerwehrt dienen. Denselben Zweck erfüllen auch die sogenannten *Motorsirenen* in noch stärkerem Maße. Bei diesen wird eine richtige Heulstrome durch einen kleinen Elektromotor betrieben.

Stählerne Personenwagen. Unsere Eisenbahnwagen bestehen heute noch zum größten Teil aus Holz. Welche furchtbaren Folgen das haben kann, zeigen die von Zeit zu Zeit bei Bränden von Eisenbahnwagen erfolgenden Katastrophen. Die amerikanischen Eisenbahnverwaltungen gehen daher, wie Schulz in der Zeitschrift des „B. D. Z.“ berichtet, dazu über, Personenwagen vollkommen aus Stahl und Eisen zu erbauen. Diese Wagen bieten vor allem bei Bränden eine viel größere Sicherheit als hölzerne Wagen. Aber auch bei Zusammenstößen sind eiserne Wagen viel widerstandsfähiger als die jetzt verwendeten. Die amerikanischen Wagen erhalten gerade mit Rücksicht auf diesen Punkt besonders widerstandsfähige Kopfwände. Auch die Seitenwände des Wagens sind sehr fest aus Vollblech mit senkrechten Rippen vernietet hergestellt. Wände und Dach des Wagens erhalten als Schutz gegen die Sonnenstrahlen eine Abdeckung aus Asbestplatten oder gepreßten Pflanzensfasern. Der Fußboden besteht aus Wellblech mit einer darüberliegenden Zementschicht. Die Lüftung des Wagens soll vorzüglich sein. Ebenso sollen die Wagen ohne großes Geräusch laufen. Die Herstellungskosten solcher Wagen dürften allerdings erheblich höher als die des normalen Wagens aus Holz sein. Das Holz für unsere Personenwagen müssen wir fast vollständig aus dem Auslande beziehen. Und dabei sind in einem D-Zugwagen zirka 35 bis 40 Kubikmeter Holz im Werte von 5—6000 M. eingebaut.

Die offenen Zangen werden auch automatisch geschlossen. An den Stellen, wo diese Zangen geschlossen werden, befinden sich wieder